

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	45 (1941-1942)
Heft:	4
Artikel:	Johann Caspar Lavater : zum 200. Geburtstag des schweizerischen Schriftstellers, Philosophen und Psychologen am 15. November
Autor:	Schulthess, H.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-665911

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JOHANN CASPAR LAVATER

Sum 200. Geburtstag des schweizerischen Schriftstellers, Philosophen und Psychologen am 15. November.

Von Dr. H. Schultheß.

Ein bekannter Arzt erzählte mir einmal, wie er eine Patientin im Wartezimmer in einem recht altertümlichen Buche lesen sah. Auf seine verwunderte Frage stellte es sich heraus, daß es ein Band von Lavaters Physiognomischen Fragmenten sei. Das Fräulein war Verkäuferin in einem großen Geschäft und erklärte, durch die Lektüre in diesem Werke wertvolle Anregungen für die Kundenbedienung erhalten zu haben. So ist J. C. Lavater, dessen 200. Geburtstag in diesem Jahre begangen wird, doch noch nicht nur eine tote Größe, wie es von so vielen Jubiläumsfeiern im Grunde gesagt werden muß. Es wäre auch merkwürdig, wenn der Mann, den einst Goethe mit seiner intimen Freundschaft beehrte und den er mit enthusiastischen Worten feierte, der Nachwelt nichts mehr zu sagen hätte. Wohl ist Lavater vor allem aus seiner Zeit zu verstehen und hat auf seine Zeit gewirkt, aber die vielen tiefen Stellen in seinen Werken sowie die edlen Seiten seiner faszinierenden Persönlichkeit, das wahrhaft Menschliche an ihm, wie es uns aus vielen Zeugnissen aus seinem Leben entgegentritt und wie es auch lebhaft eine begabte moderne Schriftstellerin zur Herausgabe eines vielgelesenen Lavater-Romans, betitelt „Genie des Herzens“, anregte, sichern ihm immer Anerkennung.

Joh. Caspar Lavater erblickte am 15. November 1741 in Zürich das Licht der Welt. Er entstammte einer alten, angesehenen Familie. Der Vater, Heinrich Lavater, war Arzt, die Mutter eine geborene Escher. Die religiössittliche Leidenschaft war bei dem Jüngling die vorherrschende, so daß das Theologie-

studium für ihn das gegebene war. Unter der Leitung des berühmten Bodmer, der die zürcherische Jugend für patriotische und literarische Angelegenheiten zu interessieren wußte, gewann auch des jungen Theologen geistige Einstellung etwas Weites und Allgemeines, was man damals „Humanität“ nannte. Nach dem abschließenden Examen 1762 brachte Johann Caspar zur weiteren Ausbildung mit zwei andern jungen Zürchern ein Jahr bei dem Pfarrer Spalding in Bahrt in Schwedisch-Pommern zu. Herzliche Freundschaft verband ihn mit dem gütigen und selbständigen denkenden Theo-

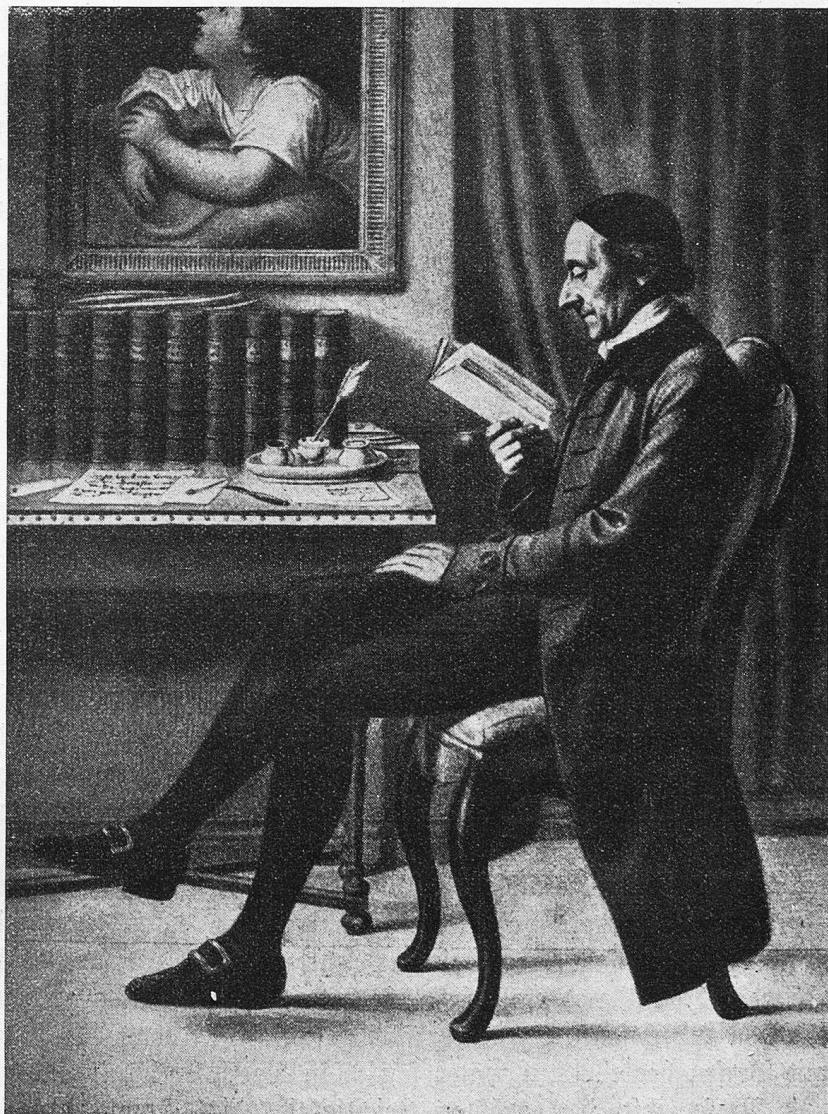




Photo Gallas

Die St. Peterskirche in Zürich, an welcher Joh. Caspar Lavater als langjähriger, treuer Seelsorger und feuriger Kanzelredner gewirkt hat.

logen. 1764 nach Zürich zurückgekehrt, gründete er, da eine Pfarrstelle noch nicht erhältlich war, mit einem Freunde die „moralische Gesellschaft“, die sich die intellektuelle und moralische Hebung des niedern Volkes zur Aufgabe mache. Das war ja eine Forderung der sog. Aufklärung, d. h. jener seit Mitte des 18. Jahrhunderts allorts herrschend gewordenen Geistesrichtung, die das Licht der Vernunft auf die höchste Stufe stellte und alle Verhältnisse damit durchleuchten und umgestalten wollte. Aus diesen Jahren sind uns auch die ersten Früchte der schriftstellerischen Begabung Lavaters erhalten: „Auserlesene Psalmen Davids zu allgemeinem Gebrauch in Reime gebracht“ und ein „christliches Handbüchlein von auserlesenen Stellen der heiligen Schrift mit Versen begleitet“. Lavater schrieb in Poesie und Prosa mit der größten Leichtigkeit, die

Worte reihten sich ihm zum gefälligen Saze, wenn er nicht in einen rhetorischen Ton mit verwirrenden Worthäufungen fiel. Später erschienen dann die geistlichen Lieder, in Sammlungen zu 50 oder 100 Stücken oder für bestimmte Zwecke. Darin wollte Lavater Gellert, dessen Kirchengesänge ja noch heute in aller Mund sind und den er sonst sehr schätzte, übertreffen. Die Lieder sollten noch mehr wirklich allen Situationen des Menschenlebens angepaßt sein. So haben wir von Lavater auch geistliche Lieder speziell für Einfältige, Verliebte, Berühmte, Gärtner, Nachtwächter, ja sogar für Mörder und Scharfrichter. Überhaupt war der Drang zu helfen und zu nützen in Lavater der hervorstechendste Charakterzug. Seine Bedeutung als christliche Persönlichkeit übertrifft dieseljenige, die ihm als Philosoph und Theologe eingeräumt werden muß. 1769 wurde er Dekan an der Waisenhauskirche, nachdem er sich vorher schon mit Anna Schinz verheiratet hatte, die ihm lebenslang eine hilfreiche und verständnisvolle Gefährtin war. Die drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, die von insgesamt acht zu reisern Alter kamen, bildeten das Glück des Paars. Für den Sohn verfaßte der vielbeschäftigte Vater eine Art Tagebuch mit Szenen, Reiseindrücken, Reflexionen usw., das in seiner Knappheit heute noch als Erziehungsbuch lebenswert ist. Mit der endlichen Anstellung war aber die ökonomische Sicherstellung noch nicht gegeben. Vielmehr mußte das junge Ehepaar noch 18 Jahre lang — fast bis zur Wahl als 1. Pfarrer am St. Peter in Zürich 1786 — im Hause und in der Haushaltung der Eltern des Gatten wohnen. Und auch dann noch war oft Schmalhans Küchenmeister, herrschte etwa eigentlicher Mangel. Das Ehepaar war sehr wohltätig und gab in Notzeiten, z. B. bei der Hungersnot von 1770, über die eigenen Mittel. Wenn Lavater auf Reisen ging, konnte sein mitleidiges Herz den Bettlern kaum etwas abschlagen. Dazu kam, daß er sich nicht auf Geschäftliches verstand, wodurch sich ihm namhafte Verluste und Risiken ergaben. Für Kunstgegenstände flossen auch namhafte Summen aus dem Hause, was für Lavaters Kunstsinn zeugt. Mit seiner eindringenden, auf wirklichem eigenem Erleben beruhenden Predigtweise und der hingebenden

Seelsorge hatte Lavater großen Erfolg. Bis zu seinem Lebensende gehörte er zu den angesehensten Kanzelrednern der Zeit, so daß die St. Peters-Kirchenpflege Bestimmungen erlassen mußte wegen Überfüllung der Kirche mit Leuten aus andern Kirchgemeinden. Durch weitere Schriften pastoralen und theologischen Charakters hatte sich Lavater einen über Stadt und Vaterland hinausgehenden Wirkungskreis geschaffen. „Das geheime Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst“, das in zwei Teilen 1771 und 1773 herauskam, und eine Art Beichte und moralische Zergliederung darstellt, machte Lavater populär. Von nun an hatte er eine treuergebene Lesergemeinde in allen Ländern, die begierig zu allen Produkten seiner Feder griff. Da der Inhalt seiner Werke aber immer stark subjektiv war, übertrug sich das Interesse auch auf die Person des Verfassers. Von allen Seiten strömten die gefühlvollen Verehrer und Verehrerinnen herbei, um den eindrucksvollen Kündiger einer lebensvollen Religion und Menschlichkeit kennen zu lernen. Er konnte sich oft des Zustroms der Verehrer und Freunde kaum erwehren. Ein Freund baute für ihn ein Gartenhäuschen in Seenähe in der Enge, wohin er sich oft flüchtete, um ungestört arbeiten zu können. Eine riesige Korrespondenz nach allen Himmelsrichtungen nahm die Zeit in Anspruch, die er sich nach äußerst gewissenhafter Besorgung der Pfarramtsgeschäfte erübrigen konnte. In Zürich wurden „Guteli“ verkauft, die sein Bildnis trugen, an seinem Geburtstag häuften sich vom frühen Morgen an die Geschenke: Strumpf- und Halsbinden, Geld, Verse, Briefe usw. Als er einmal in Bremen predigte, wohin er übrigens auch eine Berufung als Pfarrer erhalten hatte, wurde das Haus, in dem er wohnte, von ganzen Scharen belagert; wenn er im Wagen Besuche machte, war zu befürchten, daß die ihm Zudrängenden unter die Räder gerieten. Eine angesehene Reederfirma gab einem neuen Ostindienfahrer den Namen „Joh. Casp. Lavater“. Oft wurde er aber auch nur ausgenützt. Ein verwundeter deutscher Offizier kam mit seiner Gattin nach Zürich und meinte da auf Lavaters Kosten standesgemäß leben zu können. Als er nur ein Reisegeld erhielt, war er sehr unzufrieden. Wenn Lavater so sehr be-

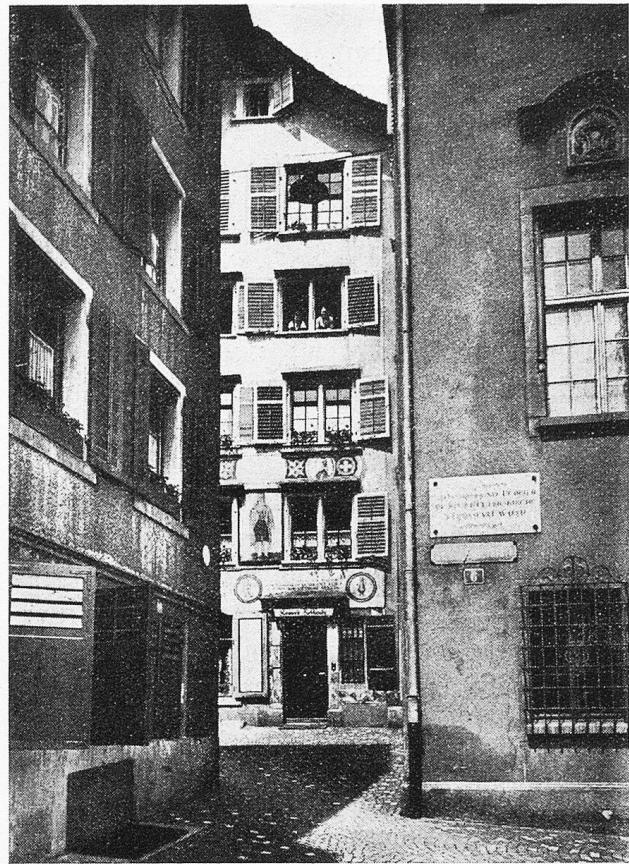


Photo Gallas

Das Haus zur Rebläube bei der St. Peterhofstatt in Zürich 1, ehemals Wohnstätte von J. C. Lavater von 1778—1784 als Helfer und Pfarrer zu St. Peter. Anno 1779 hielt sich Goethe abermals als Guest bei ihm auf.

rühmt war, so fehlte es aber auch nicht an Anfechtung und Feindschaft. Seit Ende der 70er Jahre war er einer der meistbefehdeten und verhöhlten Männer. In dem nüchternen Zürich behagte sein enthusiastisches Wesen vielen nicht. Vor allem der Vorwurf der Schwärmerei wurde gegen ihn erhoben. Seine lebendige Religiosität hielt ein Weiterwirken des in der Bibel in Wundertaten sich manifestierenden Geistes für möglich. Das Verlangen nach sinnlich wahrnehmbaren Wirkungen aus dem Jenseits wurde in ihm dringender und hervorstechender. In Somnambulismus und Magnetismus, die damals auftraten, erblickte er konkrete Auswirkungen der jenseitigen Welt und trat als eifriger Propagator dafür auf. Er hat zwar damit mit Recht gegen die verflachende Auflärrungsreligion, die das Christentum auf Moral reduzieren wollte, remonstriert und das lebendige Moment darin betont, aber er ging zu weit. Er fiel ausgemachten Be-

trügern zum Opfer. 1793 reiste er auch nach Kopenhagen, weil dort unter dem Vorsitz des dänischen Kronprinzen eine geheime Gesellschaft war, die behauptete, Einwirkungen himmlischer Geister, vor allem Christus, teilhaftig geworden zu sein. Sie glaubte auch, der Jünger Johannes weile nach einem Wort im Joh. Evangelium noch auf der Welt und vermittelte durch Handauflegen ausgewählten höhere Kräfte und Einsichten. Von nun an konnte Lavater auf Fußreisen oder Spaziergängen jedem Unbekannten forschend in die Augen blicken, ob er etwa dieser Apostel Johannes sei. So konnte Spott und Geringsschätzung nicht ausbleiben, die Lavater mit Geduld und stolzem Gleichmut trug. Man würde übrigens wohl irre gehen, wenn man infolge dieser Sonderbarkeiten sich Lavater als stets unruhig umhergetriebener, als überstiegen vorstellen würde. Die Hingabe an sein Amt, der durchaus auf das Sittliche gerichtete Charakter seiner Natur, bildeten genügend Gegengewicht. In den letzten Jahren trat auch dieses Drängen nach übernatürlichen Offenbarungen mehr zurück. In der langen Leidenszeit, die ihm, wie bekannt, nach der zweiten Schlacht von Zürich (September 1799) durch die Kugel eines Soldaten, dem er eine Erfrischung gereicht hatte, verursacht wurde, offenbarten sich aufs schönste die hohen christlichen Tugenden der Ergebung und Geduld, der vergebenden Liebe, die nichts davon wissen wollte, daß man den Namen des Attentäters erfuhr. Nach seinem Tode am 2. Januar 1801 wurde ihm unter Anteilnahme aller Bevölkerungskreise eine Gedächtnisfeier bereitet, wie sie Zürich noch selten gesehen hatte.

In dem alttümlichen Haus zum „Waldris“ in der Zürcher Altstadt an der Spiegelgasse findet eine Tafel von dem Besuche, den einer der größten Geister der damaligen Zeit und aller Zeiten, Goethe, dem Zürcher Pfarrer Lavater im Jahre 1775 machte. Lavater hat Goethe vorher schon persönlich kennen gelernt. 1774 traf er ihn anlässlich einer Rhein- und Ems-Reise. Lavater war damals mit dem Pädagogen Basedow zusammen, und der um 9 Jahre jüngere Goethe prägte von sich und diesen beiden Freunden das Wort: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten“. Er hatte Lavaters

„Ausichten in die Ewigkeit“, ein vierbändiges Werk, das über das Leben im Jenseits handelt und den Verfasser als Anhänger des Sturm und Drang, d. h. der Geniestimmung, der ja auch der junge Goethe huldigte, zeigt, in den Frankfurter Anzeigen rezensiert. Beide Männer einigte die Wertschätzung des Gefühls, der von schöpferischem Leben durchpulsten Individualität, die bei der herrschenden verstandeskästen und philistrischen Zeitphilosophie der Aufklärung zu kurz gekommen waren. Das erste wirkliche Beisammensein war für beide Männer sehr genussreich, wie wir aus Lavaters Tagebuchaufzeichnungen ersehen können. Beide hatten einen großen persönlichen Charme, der ihre Anhänger zu den entthusiastischen Schilderungen bewegte. Goethe ist der strahlende Götterjüngling, der alle Empfänglichen sich untertan macht. Von Lavater ruft ein Begeisterter aus: „Ach, könnte ich an deiner Brust liegen in sabbatsmäßiger Abendstille — o du mein Engel“. Der bekannte gemütvolle Dichter des Wandsbecker Boten, Matth. Claudius, nannte ihn den Mann mit dem Mondstrahl im Gesicht. Auch Lavaters Augen müssen sehr eindrucksvoll gewesen sein. Der Frankfurter Patrizierssohn, der Verfasser des Götz von Berlichingen und des Werther, und Lavater übten eine gewaltige Anziehungs Kraft auf einander aus. So groß war die gegenseitige Intimität, daß Goethe auf seiner ersten Schweizerreise eine von Lavater angefangene und auf dem Pult liegen gelassene Predigt vollendete und der Pfarrer sie auch so hießt. Die Phisiognomischen Fragmente gingen vor der Veröffentlichung durch Goethes Hände, und die beiden ersten Bände enthalten Zusätze aus seiner Feder. Den Höhepunkt der Freundschaft bildete das Zusammensein im Jahre 1779, als Goethe mit seinem Herzog Karl August in Zürich war. Da konnte der Dichter an seine Freundin, Frau von Stein, von Lavater schreiben: „Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne“. Und in einem andern Briefe heißt es: „Wir sind in und mit Lavater glücklich, es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerk-

samkeit trägt, nährt, leitet, erfreut. Die Wahrheit ist mir doch immer neu und wenn man wieder einmal einen so ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt ..." Lavater schlägt in der eifrigeren Korrespondenz, die die beiden Männer in den ersten Jahren der Freundschaft führten, einen gegenüber Goethe direkt untertänigen Ton an. Er überschätzt und übertriebt dessen Verdienste maßlos. Auch bezüglich theologischer und religiöser Angelegenheiten erwartet er von ihm Mitarbeit. Das war aber gerade der Punkt, der der Freundschaft schließlich ein Ende bereiten sollte, denn hierin waren die Charaktere zu verschieden. Goethe, der schon in einem Briefe Lavaters bekannt hatte: „Ich bin kein Christ“, welches Bekenntnis Lavater mit dem größten Takt und Toleranz aufgenommen hatte, fühlte sich in späteren Jahren, vor allem nach seinem römischen Aufenthalt, von dem geschichtlichen Christentum getrennt. So wurde auch seine Stimmung gegenüber Lavater reservierter. Als dieser auf seiner Bremer Reise im Juli 1786 nach Weimar kam, veranstaltete der Dichterfürst zu seinen Ehren ein Souper, Lavater fand ihn aber älter, verschlossener, praktischer. Es war die Zeit, da auch Schiller an Goethe diese Eigenschaften hervorhob, seine Abneigung gegen die Mystik, alle Geschraubtheit und Verworrenheit. Zwei Briefe, die der Zürcher an Goethe sandte, als sich dieser bei dem Feldzug in Frankreich befand, bezeichnen das Ende der Korrespondenz. Nach vielen Jahren, als sich Goethe an die Niederschrift seiner Biographie machte, d. h. von „Dichtung und Wahrheit“, war die durch die verschiedenartige Entwicklung verursachte Animosität gegen Lavater verschwunden, und er entwarf in diesem Buche von dem einstigen Jugendfreunde ein in glänzenden Farben und meisterhafter Charakteristik gehaltenes Bild.

Den Höhepunkt von Lavaters literarischem Schaffen stellen seine Phisiognomischen Fragmente zur Förderung der Menschenkenntnisse und Menschenliebe dar, die 1775—1778 entstanden sind. Sie sind auch heute noch das, woran das große Publikum denkt, wenn es den Namen Lavater hört. Über ihren Werdegang verbreitet sich der Verfasser selbst in interessanter Weise im ersten Buch der Fragmente. Lange Zeit wäre es

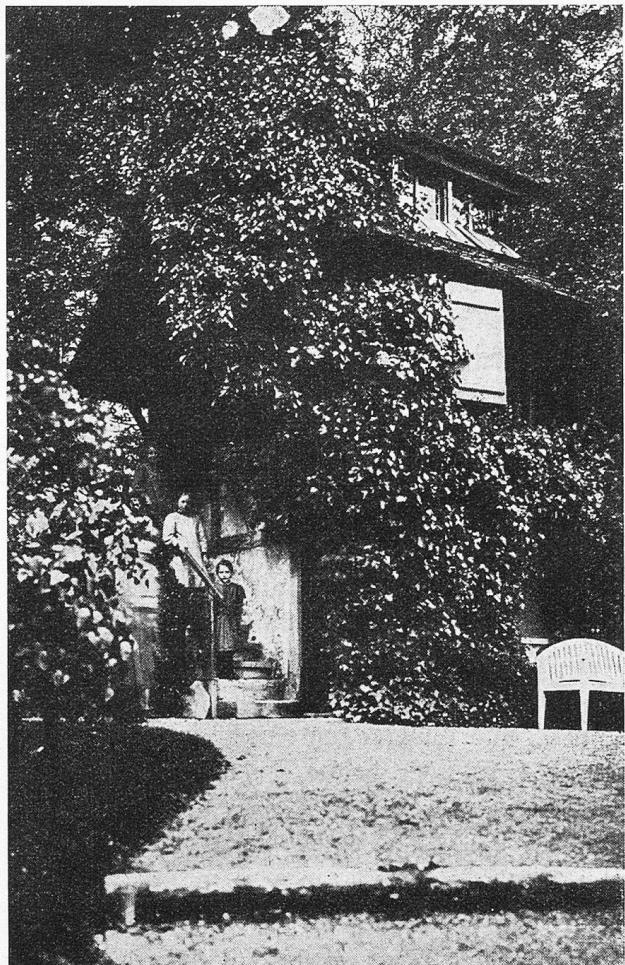


Photo Gallas

Das Lavaterhäuschen im Rieter Park in Zürich-Enge — die ehemalige Sommerwohnung Johann Caspar Lavaters. ihm nie in den Sinn gekommen, sich mit Phisiognomik zu befassen. Selbst der Name war ihm unbekannt. „Die äußerste Empfindlichkeit meiner Nerven ward indes bisweilen von gewissen Menschen Gesichtern das erstmal, da ich sie sah, solcher Gestalt in Bewegung gesetzt, daß die Erschütterung lange noch fortdauerte, nachdem sie weg waren, ohne daß ich wußte warum, ohne daß ich auch nur weiter an ihre Phisiognomie dachte. Ich urteilte einige Male ohne urteilen zu wollen diesen ersten Eindrücken gemäß und ward — ausgelacht, errötete und wurde behutsam. — Jahre gingen vorbei, eh ich's wieder wagte, ein schnelles, durch den ersten Eindruck gleichsam abgenötigtes Urteil zu fällen.“ Durch Zeichnen stärkte sich sein Gefühl für die Proportion, die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit von Gesichtern. Aber noch war er weit davon entfernt, systematisch phisiognomische Studien zu treiben, d. h. aus dem Äußern des

Menschen, beziehungsweise seiner Gesichtszüge auf innere Eigenschaften zu schließen, was Physiognomik im engern Sinn bedeutet. Den Anstoß dazu gab ein Zusammensein mit dem späteren hannoveranischen Leibarzt J. G. Zimmerman in Brugg. Die beiden Männer standen am Fenster, als unten Militär vorbeiging. Lavater fällte durch eine ihm völlig unbekannte Physiognomie gedrungen, ein sehr entscheidendes Urteil. Als Zimmerman fragte, worauf sich dieses gründe, sagte Lavater: „Ich las es aus dem Halse.“ Nun ermunterte ihn Zimmerman zur Ausübung dieser Art Menschenerforschung. Das sei die Geburtsstunde seiner physiognomischen Studien gewesen. Eine äußere Veranlassung zu den Fragmenten war ein Vortrag in der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Lavater wußte gar nicht, worüber sprechen und redete dann etwas über Physiognomik. Zimmerman ließ das Manuskript drucken, und Lavater fügte noch eine zweite Vorlesung hinzu. Er dachte, dadurch aller weiteren Bemühungen in diesen Fragen behoben zu sein, aber die ungerechte Kritik, die die Physiognomik in der Welt fand, sowie der Beifall der Freunde führte ihn weiter auf dieser Bahn und ließ ein umfangreiches Werk entstehen. Wer darin nun aber ein methodisch sorgfältig aufgebautes Buch vermuten würde nach Art heutiger Werke über solch psychologische Gegenstände, würde sehr irren. Die Fragmente sind ein buntes Allerlei, indem die physiognomischen Probleme häufig durchbrochen sind durch Ausführungen über alle möglichen Gegenstände, Polemiken. Neben der Menschenphysiognomik findet sich darin auch eine Tierphysiognomik. Lavater hat auch ein eigenes Instrument zur genauen Messung erfunden, den sogenannten Stirnmesser, auf den er sich nicht wenig zu gute tat. Er vertritt mit Nachdruck immer wieder die physiognomische Bedeutung der „festen, bestimmten“ Teile, d. h. des Knochengerüstes, des Schädels, was auch richtig ist, wie kein Geringerer als der große Anatom Virchow dargetat, der Lavaters Untersuchungen einer eingehenden Kritik unterzog. Da die Profilansicht gewissermaßen eine Konzentration des Gesichtes darstellt, wird großer Wert auf die Schattenrisse, die Silhouetten gelegt, die von nun an sehr in Mode kommen. — Die Fragmente hatten einen

sehr großen Erfolg. Namentlich im höhern Bürgertum und an den Höfen Deutschlands. Sogar ins Türkische wurde ein Auszug übersetzt. Allüberall begann man Gesichtskunde zu treiben. Dazu trugen auch die allgemeinen Ideen bei, die sich in dem Werke finden, das Evangelium der Natur, der freien und schönen Menschlichkeit, die in jener Zeit eine gewaltige Werbekraft hatten und deren überzeugter und gefühlvoller Verkünder Lavater war. Seine Ausführungen über das „Genie“ gemahnen vielfach an Nietzsches Übermenschen. Er huldigt der individualistischen Religionsauffassung und weitgehender Duldsamkeit. „Für alle Menschen ist Gott das Höchste und Beste, aber jeder hat seinen Gott, je nachdem wie er ist.“ Er steht nicht an, auch dem damals viel verleumdeten Philosophen Spinoza wahre Religiosität zuzubilligen.

Es berührt sympathisch und wird uns besonders heute wichtig sein, daß eine so vielseitige Persönlichkeit wie Lavater, ein so lebhaftes vaterländisches Empfinden besaß, ein so guter Patriot war. Er gehörte der 1761 gegründeten, im Bad Schinznach sich versammelnden Helvetischen Gesellschaft an, die sich die Wiederbelebung des vaterländischen Geistes zur Aufgabe gemacht hatte. In ihrem Schoße erfolgte die Anregung, Schweizerlieder, die in dem gemeinen Manne verständlicher, aber nicht platter Form von den Taten der Voreltern künden sollten. In unglaublich kurzer Zeit verfaßte Lavater solche Lieder. Der erste Teil der ersten Auflage (1767) umfaßte historische, der zweite eigentlich patriotische Lieder. Die bekanntesten sind: „Wer Schweizer, wer hat Schweizerblut . . .“, „Treue liebe Eidgenossen . . .“ (Lied der demokratischen Kantone auf ihre Landsgemeinden), „In guter Eintracht sind wir hier, wir Bürger, Freunde, Brüder . . .“ (ein republikanisches Trinklied für Bürger Zürichs). Das Lied auf die Helvetische Gesellschaft beginnt mit den Worten: „Heil, dreimal Heil, so jauchzen wir, wir hundert Schweizer Schinznach Dir . . .“; der am Schluß stehende Anruf „An mein Vaterland“ lautet am Anfang: „Nimm das Opfer meiner Leier, nimm das reine Schweizerfeuer, Vaterland . . .“. In Pfarrer Schmidlin von Wetzikon fanden die Schweizer Lieder einen begabten Komponisten, was ihre

Beliebtheit noch erhöhte. Sie atmen den Geist der Zeit, der gefühlvoll, wortreich, übertrieben optimistisch in bezug auf Menschen und Dinge war, aber sie können noch heute fesseln infolge ihrer Frische und Kraft. Bis weit ins 19. Jahrhundert hörte man sie bei uns bei geselligen Veranstaltungen, wurden sie in den Schulen gelehrt. Doch nicht nur in poetischen Produktionen, auch mit der Tat zeigte der Zürcher Pfarrer seine Vaterlandsliebe. Gegen Unrecht, Gewalttat, Unmaßung, die die Ehre eines Landes untergraben und wie nichts seinen blanken Schild beschmutzen, aufzutreten, war ihm Bedürfnis. Schon als junger Mann beweckte er mit einem Freunde, dem später berühmt gewordenen Maler Füssli, einen Angriff auf einen Landvogt, der sich auf schmähliche Weise auf Kosten seiner Untertanen bereichert hatte. Im sogenannten Stäfnerhandel 1794, als schon drohend die kommende staatliche Umwälzung von Frankreich her auch am Schweizer Himmel stand, redete er eifrig für Mäßigung und gelinde Beurteilung der sogenannten Aufrührer auf der Landschaft. Er zog sich dadurch manche Feindschaft enger Städter zu. Ebenso setzte er sich, als im Frühling 1798 der revolutionäre Sturm wirklich auch in der Schweiz und im Kanton Losbrach, für Gewährung weitgehender Reformen gegenüber der Landbevölkerung ein. Nach seiner Meinung sollte die Regierung die Initiative ergreifen und sich nicht nur alles abtrozen lassen. Machtvoll erhob er dann seine Stimme, als Frankreich die Freiheit nur benützte, um die Schweiz unter seine Gewalt zu bringen und auszuplündern. Als überzeugter Republikaner konnte er es nicht leiden, daß man mit Gewalttätigkeiten die Bürger zu einem System zwang, auch wenn er dessen Überlegenheit

gegen das alte anerkennen mußte. Am 10. Mai 1798 erließ er sein „Wort eines freien Schweizers an die große Nation, datiert im 1. Jahre der schweizerischen Sklaverei“. Wenn ihm diese scharfe Brandmarkung der französischen Unterdrückung auch keine Verfolgung, wie er befürchtet hatte, eintrug, sondern nur einen Tadel durch das von Frankreich abhängige helvetische Direktorium, so wurde er doch im Mai des folgenden Jahres, gerade als er sich in Baden zur Kur befand, gefangen genommen und nach Basel deportiert, weil er sich in einer Predigt und auf andere Weise aufs schärfste gegen die Deportation einiger seiner Mitbürger, die als Anhänger des Alten galten, aufgelehnt hatte. Auch nach der schweren Verwundung durch einen Soldaten, deren Ursache ja auch seine bekannt gewordene Opposition gegen Frankreichs Willkür war, ging er scharf mit dem ziemlich unfähigen helvetischen Direktorium ins Gericht und schrieb ihm einen Brief, in dem der Satz steht: „Es ist in Helvetien nur eine Stimme. Sie mag laut oder leise sprechen. Diese edelmütige Stimme sagt: Lieber Franken oder Österreicher als unsere jetzige Regierung!“ Unermüdlich suchte der selbst dem Tode Geweihte durch Korrespondenz mit ihm bekannten französischen Persönlichkeiten für die Schweiz zu wirken und ihre Lasten zu mildern. Von Natur war er, wie er selbst gesteht, eher ängstlich und leicht geneigt, die Überzeugung nicht zu sagen. Wenn er aber mit Pflichtkraft wenigstens in dem Innersten seiner Seele vor Gott sagte: das ist meine Pflicht, das will ich tun, dies ist unrecht, dazu soll mich niemand bereden, so hatte er den unerschrockenen Mut. So kann uns heutigen Schweizern Lavater noch ein Vorbild sein.



Gebet EINES SCHWEIZERS

Lasß uns sein ein Licht auf Erden
Und ein Beispiel steter Treu,
Frei, wie wir sind, andre werden,
Und zertritt die Tyrannie!

(Bruchstück aus einem Liede)

Gib, daß alle sicher wohnen,
Bis die Zeit die Pforte schließt,
Bis aus allen Nationen
Eine nur geworden ist!

Johann Caspar Lavater.